
Tilmann Lahme, *Die Manns. Geschichte einer Familie*. Fischer, Frankfurt/M. 2015. 480 S., € 24,99.

Manfred Flügge, *Das Jahrhundert der Manns*. Aufbau, Berlin 2015. 416 S., € 22,95.

Besprochen von **Yahya Elsaghe**: Universität Bern, Institut für Germanistik, Länggassstrasse 49, CH-3000 Bern 9, E-Mail: yahya.elsaghe@germ.unibe.ch

DOI 10.1515/arbi-2017-0005

Anderthalb Jahrzehnte nach Heinrich Breloers vielbeachtetem Dokudrama *Die Manns. Ein Jahrhundertroman* kommen gleich zwei dicke Bücher auf den Markt, die dieselben Neugierden befriedigen wie Breloers hochgelobter Dreiteiler. Ihre Abhängigkeit von diesem „nationales Ereignis“¹ geben sie schon mit ihren allerersten Worten zu erkennen – nämlich in ihren Titeleien. Der Haupttitel des einen ist geradewegs identisch mit dem der Breloer'schen Miniserie. Das andere erhebt für sein Teil gleich den Anspruch auf ein ganzes Jahrhundert, wie es Breloer bereits tat, indem er in seinem Titel das ursprünglich einmal auf die *Buddenbrooks* gemünzte Wort vom Jahrhundertroman usurpierte.

Um das „Jahrhundert“ im Sinn einer *thick description* ist es indessen weder Manfred Flügge noch Tilmann Lahme zu tun. Hier wie dort geht es um die Einzel-

¹ Marcel Reich-Ranicki, „Thomas Mann, Ein nationales Ereignis. Heinrich Breloers Fernsehfilm bedeutet Thomas Manns endgültige Heimkehr“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Feuilleton, 10. Dezember 2001, S. 43.

biographien der Familienmitglieder. Miterzählt wird dabei allenfalls ein wenig Ereignisgeschichte.

Ungeachtet ihrer gemeinsamen Obsession mit der Familienbiographie der Manns könnten die beiden Bücher verschiedener kaum sein. Zum einen haben sie nicht ganz denselben Gegenstand. Das heißt, sie unterscheiden sich schon in dem, was genau und wen alles sie unter den „Manns“ subsumieren. Bei Lahme, einem Golo Mann-Experten, gehören dazu neben Thomas und Katia Mann vor allem die sechs Kinder des Paares. Flügge dagegen räumt Thomas Manns Herkunftsfamilie etwas mehr Platz ein.

Raum gewährt er nicht allein der Lebensgeschichte Heinrich Manns, auf den er sich zuvor schon spezialisierte und um den selbstverständlich auch Lahme nicht herumkommt, ebenso wenig wie irgendein Thomas Mann-Biograph. Sondern Aufmerksamkeit bekommen bei Flügge auch die Eltern der Gebrüder Mann, der früh verstorbene Vater und die exotische Mutter, von der man bei der Gelegenheit erfährt, dass sie ihren Mann „an Körpergröße deutlich überragte“ (S. 16). Darüber hinaus wird die Lebensgeschichte eines weiteren ihrer fünf Kinder erzählt, die „Tragödie von Carla Mann“ (S. 50). Trotz der daran manifesten Sensibilität wenn nicht für das familiäre Unbewusste, so doch für die Tragik auch weiblicher Lebensläufe bleibt indessen aus unerfindlichen oder jedenfalls unausgewiesenen Gründen das Unglück Julia Manns unerzählt, verheirateter Löhrl, die wie ihre jüngere Schwester und zwei ihrer Neffen freiwillig aus dem Leben schied. Und weitgehend unerzählt bleibt auch das Leben des jüngsten Geschwisters, Viktor Manns – aus nun allerdings leicht supplybaren Gründen. Aber schön der Reihe nach:

Die wesentliche Differenz der beiden Familienbiographien ist erzähltechnischer Natur. Die beiden Autoren paradieren die Geschichte ihrer Manns nach ganz verschiedenen Ordnungsprinzipien. Flügge serviert die einzelnen Biographien sozusagen je am Stück. Lahme dagegen verfährt streng annalistisch. Im Jahr X hat Michael Mann den geohrfeigt oder diese und jene verprügelt; im Jahr Y erlitt das Ehepaar Lányi Schiffbruch und wurde das Omega-Tier der Familie zur Witwe, Monika, geborene Mann; im Jahr Z raubte ein Strichjunge dort und dort Klaus Mann aus und widerfuhr dem oder dem Geschwister dieses oder jenes Missgeschick.

Wenn Lahme mit solcher Annalistik sich einer Verfahrensweise des *New Historicism* nähert, dann ist das vielleicht symptomatisch dafür, dass er einer spürbar jüngeren Akademikergeneration angehört als Flügge. Zum Beispiel hält er sich auch wohltuend zurück mit literarischen Wertungen. Flügge jedoch teilt aus dem Vollgefühl promovierter Fachmännlichkeit mit großer Kelle Zensuren aus. „Dieser Romananfang“ – er meint die Josephstetralogie – „ist der Dreh- und Angelpunkt des gesamten Erzählwerks von Thomas Mann“ (S. 216). Keine Gnade findet

hingegen der *Doktor Faustus*. „Der Gefahr der Pedanterie“ sei hier „der schreibende Senatorensohn nicht immer“ entgangen; und „der Sinn des Ganzen“ bleibe „schleierhaft“ (S. 225). „Der Haupteinwand [...]: In den Jahren zwischen 1943 und 1947 war es viel zu früh für eine Darstellung von Deutschlands Weg in die Barbarei, für eine literarische Antwort erst recht“ (S. 225). *Dixit doctor habitatus*.

Womöglich noch stoßender als solche willkürlichen Gewichtungen und altklugen Haupteinwände sind die küchenpsychologischen Rück- und Kurzschlüsse, die Flüge regelmäßig in rhetorische Fragen verpackt, als sei es ihm selber nicht so recht wohl dabei. In dem Stil: „War der elegante und zuverlässige Schweizer, dessen schöne Frau Thomas Mann bei späteren Begegnungen bewunderte, in diesen Wochen nach dem Tod von Klaus ein Ersatz für den verlorenen Sohn gewesen, nicht nur eine nützliche Hilfe, sondern auch ein Trost?“ (S. 300).

Solchen hausbackenen Spekulationen gegenüber zeichnet sich Lahmes Buch durch eine professionelle Unbefangenheit aus, ohne apologetische Kapriolen und mit einem unbestechlichen Blick auf die fragwürdigen bis hässlichen Aspekte der erzählten Leben: Erika Auden-Manns auto- und familienbiographische Konfabulationen; Monika Lányi-Manns so anmaßliches wie dümmlisches Geschreibsel; Klaus Manns notorische Selbstüberschätzung; Michael Manns ebenso chronische Schnorrereien bei seiner Mutti und seinem Schwiegerpapa; Elisabeth Borgese-Manns Unterdrückung der Version, die andere von der Geschichte um Golo Mann, seinen Adoptivsohn und seine Schwiegertochter vorzubringen hatten und die sie Breloer in seinem Film wiederzugeben verbot.

Das Allermeiste davon hat Lahme in einem gediegenen Apparat belegt – eine Selbstverständlichkeit, sollte man meinen. Bei Flüge jedoch gibt es keine einzige Fußnote oder Anmerkung. So bleibt auch unklar, auf wessen Konto die unzähligen Fehler und Ungenauigkeiten gehen, von denen sein Buch geradezu wimmelt, auf sein eigenes oder dasjenige trüber Quellen, in denen er fischte. –

Auch wenn man auf einen *Untertan* oder einen *Professor Unrat* noch so große Stücke halten kann und das letzte Wort über Golo Mann getrost den Historikern überlassen darf: Wie man es dreht und wendet, solche und ähnliche Bücher – zuletzt gar eines über *Das Haus der Familie Mann*² – gäbe es nicht ohne den einen Thomas. Dabei bleibt es, trotz aller Versuche seiner Brüder, seiner Kinder und seines Enkels, neben ihm ein eigenständiges Profil zu gewinnen. Jedes allgemeinere, außerspezialistische Interesse an ihnen ist diesem Einen geschuldet. Das haben insbesondere seine Kinder schmerzlich zu spüren bekommen; und wie

² Maximilian Rück / Aaron Estermann, *Das Haus der Familie Mann. Ein Rundgang zwischen Literatur und Wirklichkeit*. Würzburg 2016.

man sowohl bei Lahme als auch bei Flügge einmal mehr nachlesen kann, hatten zumal seine Söhne bleischwer an ihrem Namen zu tragen.

Zum Verständnis des Thomas Mann'schen Œuvres aber, ohne welches es ihre beiden Bücher nicht gäbe, tragen indessen weder Flügge noch Lahme etwas Neues bei. Es bleibt bei den aus der Forschung *ad nauseam* bekannten Identifikationen der ‚Vorbilder‘, die der Autor in seinen Romanen und Novellen ausgeschlachtet hat, wodurch er die Porträtierten in aller Regel pikierte, verletzte, empörte: Klaus Mann mit dem Bert Cornelius von *Unordnung und frühes Leid* – „ein Novellenverbrechen“³ –, Hans Reisiger mit dem Rüdiger Schildknapp des *Doktor Faustus*, Ida Herz mit der Kunigunde Rosenstiel daselbst. Und so weiter. Dabei kann eine literarische Figur bezeichnenderweise das Bild der historischen Person auch einmal überformen, wenn etwa Flügge im Gegensatz zur biographischen Fachliteratur⁴ und wie üblich ohne Offenlegung seiner Quellen von Vater Herz behauptet, er habe eine Wurstdarmfabrik besessen (S. 248) und nicht nur eben ein Lädlehen für Fleischerutensilien.

Wo Flügge und Lahme über positivistische Abgleichungen von fingierten Figuren und realen Personen hinaus Beziehungen herstellen zwischen der erzählten Familiengeschichte und dem literarischen Werk, aus dessen Bann diese nie mehr herausfand, bleibt es bei längst Bekanntem und Selbstverständlichem. Selbstverständlich hatte Thomas Mann ein Sensorium dafür, was für eine Hypothek er für seine Familie war und wie sehr besonders seine Söhne unter der Wucht seines Erfolgs zu leiden hatten; und selbstverständlich ging dieses Wissen in *Lotte in Weimar* mit ein, in die haus- und dorftyrannischen Züge, die er dort seinem Goethe anhängte, oder auch in die lamentable Gestalt, die er dessen Sohn verlieh. (So, als *Goethes Sohn*, wurde August von Goethe, dem selbst auf dem Grabstein für „Goethe filius“ ein eigener Vorname vorenthalten blieb, noch in der von Mann konsultierten Fachliteratur gehandelt.⁵)

Über dergleichen Gemeinplätze der Thomas Mann-Forschung könnte man auf der Grundlage des von Flügge und Lahme Zusammengetragenen sehr wohl hinausgelangen, ohne damit gleich wieder in den Biographismus zurückzufallen, der diese Forschung leider viel länger und nachhaltiger vexierte als die übrige germanistische Literaturwissenschaft. Voraussetzung für eine solche Horizontverschiebung wäre indessen eine wenigstens ungefähre Kenntnis der neueren Forschungsliteratur. Denn diese ist mittlerweile endlich doch noch bei der post-

3 Klaus Mann, Brief vom 17. Mai 1925 an Erika Mann; zit. nach: Frederic Kroll / Klaus Täubert, 1906–1927. *Unordnung und früher Ruhm*. (Klaus-Mann-Schriftenreihe 2) Wiesbaden 1977, S. 122.

4 Vgl. Hermann Kurzke, *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk*. München 1999, S. 497.

5 Wilhelm Bode, *Goethes Sohn*. Berlin 1918.

strukturalistischen Theoriebildung angekommen und namentlich bei den gender-theoretischen Ansätzen.

Anknüpfen könnte man hier beispielsweise mit der Quintessenz beider Bücher, die so allerdings weder hier noch dort destilliert wird. Die Manns – und insofern wäre bereits das *Aperçu* zur Körperlänge der Eltern so belanglos auch wieder nicht – sind ein Prachtbeispiel für den Anfang vom Ende des patriarchalen Familienmodells: die weiblichen Mitglieder *all in all* lebensstüchtiger als die männlichen; die Söhne außerstande, für ihr Teil ihren Mann zu stehen und auf die Stelle eines Familienpatriarchen nachzurücken.

Was er so in seinem eigenen Haus miterlebte und am eigenen Fleisch und Blut mit erlitt, begriff Thomas Mann auch in stark autobiographisch tingierten Fiktionen sehr wohl und vergleichsweise früh als Teil und Ausdruck einer sozialgeschichtlichen Verwerfung von ehemals ungeahnten Ausmaßen. Als eine solche wusste er die Erosionen der tradierten Familien- und Geschlechterkonzepte beispielshalber in jenem Novellenverbrechen zu integrieren – von seinem essayistischen Kommentar hierzu ganz zu schweigen, dem Brief *Über die Ehe*. Solche Texte, das sozusagen seismographische Gespür, das aus ihnen spricht, oder selbst der Leidensdruck, der sie hervorbrachte und die darin präsentierten Phänomene in größere Sinnzusammenhänge zu überführen zwang, kommunizieren vermutlich eben auch und gewissermaßen *zunächst* mit den Zuständen im „Haus der Familie Mann“. Als der *pater familias* sie schrieb, hatte sich auch und gerade in seinem eigenen Haus die Krise des Patriarchats zusehends verschärft, die denn in seinen späteren Fiktionen immer tiefere Spuren hinterlassen sollte. Daher die dort gehäuften Junggesellen und Muttersöhne; daher die gebrochenen, sterilen oder dann nur mit Töchtern gesegneten Ehen. Daher aber auch sein von jetzt an nicht mehr abreißendes Interesse am bald wiederentdeckten und neu edierten Werk Johann Jakob Bachofens; und daher seine beinahe zwanghaft wiederholten Versuche, die *gender troubles* seiner Zeit und der Seinen anhand von Bachofens Theoremen mit bestimmten politischen Systemen zusammenzubringen, sei es mit dem Faschismus (*Mario und der Zauberer*), sei es mit dem Nationalsozialismus (*Das Gesetz* und *Die vertauschten Köpfe*) oder sei es mit der Republik (*Doktor Faustus* und *Die Betrogene*).

Solche oder ähnliche Angebote, Thomas Manns Romane und Novellen von der Familiengeschichte her neu oder besser zu verstehen, sucht man in Lahmes und Flügges Büchern aber eben umsonst. Da diese also eher wenig und jedenfalls nichts Neues zum Verständnis Thomas Manns beitragen, bleibt die Frage: Warum konnten sie zur selben Zeit geschrieben werden und gleichzeitig erscheinen, und zwar nicht irgendwo, sondern je in renommierten Publikumsverlagen? Welches Bedürfnis des großen Lesepublikums bedienen sie? Wofür sind sie, anders gefragt, ein grundsätzliches Symptom? Womit hat die deutsche Verkultung der

Manns zu tun, wie sie soeben wieder in der *contagious magic* spürbar wird, die von ihrem Münchner und ihrem Haus in Los Angeles ausgeht?

Die Antwort verraten die beiden Bücher geradeso wie die TV-Dokufiktion, in deren Windschatten sie sich bewegen. Wie Breloer, der seine *Manns* im Jahrzehnt der deutschen Wiedervereinigung drehte, betreiben Flüge und Lahme Arbeit am Mythos. Der Mythos, an dem sie sich alle abarbeiten, ist der vom anderen, besseren, guten Deutschland oder, mit einem Buchtitel Erika und Klaus Manns, *The Other Germany* – mag Thomas Mann selber die Zwei-Deutschland-Theorie auch noch so vehement abgelehnt haben. Es geht um deutsche Selbstvergewisserung, um ein Gründungsnarrativ der sogenannten Berliner Republik. Insofern trifft der gerne angestellte Vergleich mit den britischen Royals den Nagel auf den Kopf.

Das Narrativ oder, wenn man so will, die Lebenslüge vom anderen Deutschland wird uns hier in Form einer Familie aufgetischt, die mit den Scheußlichkeiten ‚ihres‘ Jahrhunderts nichts, aber auch rein gar nichts zu tun hat. Mochten sie alle auch noch so problematisch und selbstwidersprüchlich sein oder, mit Thomas Manns Wort, allesamt ihren „Knacks“ weghaben, depressiv oder hypochondrisch, eitel oder megaloman, geltungssüchtig oder futterneidisch, autodestruktiv oder gar zu *domestic violence* geneigt: Nazis waren die Manns nun einmal nicht – sofern man von Viktor Mann und seinem Mitläufertum absieht. Von ihm ist denn bei Flüge wie bei Lahme kaum je die Rede. Und noch augenfälliger artikuliert sich der Wunsch nach seiner *damnatio memoriae* in Breloers Dokudrama oder im zeitgleichen Monumentalkompendium der *Deutschen Erinnerungsorte*, im Kapitel *Die Familie Mann* – dem einzigen seiner Art –, wo er keiner auch noch so flüchtigen Erwähnung gewürdigt wird.⁶ Auch bei Breloer fällt sein Name nirgends. Er erhält nur zwei ganz kurze Auftritte. Und diese liegen in der gespielten Zeit ein Jahrzehnt vor dem Moment, da die Wege des einen und der anderen beiden Brüder unwider-ruflich auseinandergingen.

Auf solche Weise werden die Manns fein säuberlich von den finstersten Kapiteln der deutschen Geschichte dissoziiert. Dass die Schändlichkeiten, für die *code words* wie Auschwitz, Endlösung oder Wannseekonferenz stehen, eine lange Vorgeschichte haben, fällt dabei unter den Tisch. Kein Wort davon, wie tief vor allem der frühe Thomas Mann in das antisemitische Gedankengut seiner Generation und seines Milieus verstrickt war; eine Verstrickung, die dem Frühwerk auf Schritt und Tritt anzusehen ist beziehungsweise *wäre*.

Insofern hat es seinen guten Grund, wenn Flüge und Lahme nicht anders als Breloer das Jahrhundert der Manns gegen den in den Titeleien angemel-

⁶ Irmela von der Lühe, „Die Familie Mann“. In: *Deutsche Erinnerungsorte* 1. Hg. von Etienne François und Hagen Schulze. München 2001, S. 254–271.

deten Anspruch erst in den Zwanzigerjahren beginnen lassen. Ihr sehr kurzes Jahrhundert setzt zu einer Zeit ein, als Thomas Mann, in einem schon ziemlich weit vorgerückten Alter, seine Bekehrung zum Vernunftrepublikaner bereits hinter sich hatte und als er den sich damals breitmachenden Radauantisemitismus mit nun wirklich ehrenwerter Zivilcourage bekämpfte. Den antisemitischen Gehässigkeiten, zu denen er sich auch in den späteren Dreißigerjahren gelegentlich doch noch hinreißen ließ, stehen Flüge und Lahme deswegen so völlig ratlos gegenüber, weil sie sich solche Anwandlungen eben nicht als Rückfälle in einen zu Manns formativen Jahren ubiquitären Rassismus erklären können oder wollen.

Hiermit sitzen sie nicht nur einer sich zäh haltenden Legende auf, die sie zugleich weiter ventilieren und befestigen. Sondern sie helfen in eins damit eine nüchterne Sicht auf Thomas Manns Werk weiterhin zu verstellen. Dafür wissen wir jetzt – endlich! –, dass sich Frau Thomas Mann lieber „Katia“ als „Katja“ schrieb (Flügge, S. 95), dass ihre Lieblingssüßigkeiten edelbittere Katzensungen waren und dass davon auf ihrer Kommode immer eine Schachtel bereit lag (ebd., S. 104).